Hammelfleisch und Weißkohl.

Historische Skizze von Artur Stichler.

Vor dem Galgen auf dem Neuen Markte zu Berlin gab es einen Auflauf.

Fischweiber, Marktgesellen, Bürgersleute und Gassenbuben liefen zusammen; ein zungenfertiger Mann sprang auf den ersten Absatz des Gerüstes und las einen Anschlag, der heimlich in der Nacht angeheftet worden war.

Es war unter der Regierung Friedrich Wilhelms I., des preußischen Soldatenkönigs, der viel unter seinem Volk zu sehen war.

Die Zuschauer belachten lustig, was der Kerl da oben im Tone eines Ausschreiers vorlas:

„Messieurs Camarades! Die ihr weder von Meriten noch von Geburt Räte seid, ihr Schuhputzer und Kutschenbespringer seid zu Dignitäten erhoben! Nehmet euch ein Exempel, wenn ihr nicht wollt eine fröhliche Nachfolge an diesem Galgen haben. Kein Klima in der Welt ist glücklicher für Schwammdrücker und großer Herren Lakaien als unser Land, daher wird hier auch so sauber regiert. Berlin und Köln sind rechte und komplette Fabriken von Idioten."

Nach jedem Satze gab es ein lautes Beifallsgeschrei. Die Menge amüsierte sich köstlich.

Auf einmal ertönte der Ruf:

„Der König kommt!"

Es dauerte nur wenige Sekunden, so waren Gassen und Markt leer.

Alle kratzten aus; denn keiner wollte Friedrich Wilhelms Blick zunahekommen.

Sie wußten es: Seine Majestät ritt in diesen Tagen eifriger als sonst durch seine Hauptstadt, inspizierte kritischer als je das Leben der Bürger.

Friedrich Wilhelm war ärgerlich.

Es war wenige Tage, nachdem August der Starke, der verschwenderische König von Polen und Kurfürst von Sachsen, mit seinem Troß Visite in Berlin und Potsdam gemacht hatte.

Mit gerechtem Unwillen sah der sparsame Soldatenkönig, daß seine Bürgersleute, die zu Einfachheit und Arbeitsamkeit zu erziehen er immer besterbt war, sich durch das Beispiel der sächsischen Hofleute zu Luxus und Verschwenderei verleiten ließen.

Und er blickte mit seinen scharfen Augen überall umher, um alle Untugenden, die er für Verbrechen hielt, wieder auszutreiben.

Er saß in seiner gewöhnlichen einfachen Oberstenuniform zu Pferde, im blauen, langen Rocke über der einfachen leinenen Hose und der weißen, mit vielen kleinen Knöpfen versehenen Weste. Ein brauner Dreispitz saß auf der kleinen Perücke, von der ein dünner Haarzopf auf den Rücken hinab baumelte.

Aber wie scharf auch Seine Majestät herumblickte, und wie schnell er auch die Straßen durcheilte: alle, die seine strengen Gebote der Einfachheit in Kleidung und Perücke übertreten hatten, waren in den Häusern verschwunden, als er näherkam.

Wer am Morgen auf der Straße lief, den hielt er ohne weiteres für einen Faulenzer und Bummler.

Heimlich schauten alle hinter Blumenstöcken und Gardinen hervor, bis der strenge Herr an der Ecke verschwunden war.

In einem kleinen Häuschen an der Stralauer Gasse wohnte im Erdgeschoß der ehemalige Königliche Tapetenkleber Robert Rohland mit seiner jungen Frau.

Er hatte unter des verstorbenen Königs Majestät — unter Friedrich I. — bei Hofe eine überreichlich bezahlte Stellung innegehabt, ohne irgendwelche Arbeitsverpflichtung.

Als Friedrich Wilhelm am Tage nach seiner Thronbesteigung mit energischem Strich den Etat seines Hofes vereinfachte, und drei Viertel aller Ausgaben damit sparte, hatte er gesagt:

„Königliche Tapetenkleber brauche ich nicht; die alten Tapeten hängen noch zehn Jahre."

Und der an viel Einnahmen und keine Arbeit gewöhnte Monsieur Rohland lebte nun von dem während der fetten Zeit angesammelten Gelde ohne Beschäftigung.

Es war ein kleiner, blasser Mann mit kurzem, schwarzem Haar und Schnurrbart, stechenden Augen und einem eingebildeten Gang, als sei er König August des Starken fürnehmer Tanzmeister.

Er hörte nicht auf die Bitten seiner jungen, hübschen Frau, die ihn zu Einfachheit und Arbeitsamkeit zurückführen wollte und ihn mehr als zehnmal des Tages mit sanftem Tone auf das Beispiel des Landesvaters aufmerksam machte.

Jetzt saß er, gekleidet wie ein Stutzer, in Samt und in einem bunten Seidenrock vor dem Spiegel, drehte und puderte sein Schnurrbärtchen und setzte seine große Perücke immer wieder auf und ab, weil sie ihm noch nicht zu Gesicht stand.

„Friedrich Wilhelm ist überhaupt kein Fürst", sagte er schnarrend und mit riesenhafter Ueberhebung.

„So — was ist er denn?" fragte die Frau, die am Fenster stand und Weißkohl für das Mittagessen zurechtputzte.

Der Mann drehte sich schnell zu ihr herum und rief ärgerlich:

„Ein Knauser ist er, ein Pfennigheld, ein trickischer Mann — geiziger wie ein Bürger, aber kein Fürst! — Will ihm die Wahrheit sagen, wenn ich ihn nur träfe! — Aber gröber noch, als er es selbst tut."

„Die Frau, welche wußte, daß ihm der Sachsenfürst besser gefiel, sagte kurz:

„August der Starke wird noch hier in Berlin Geld borgen!"

„Haha, in Dresden geht es hoch her! Jeder Bürger darf leben wie ein Graf! Alle haben Geld! Alle sind vergnügt! Hier in Berlin? — Knauserwirtschaft! „Geldbeutel zu! Geldbeutel zu!" heißt es immer. Und der Friedrich Wilhelm läßt einen Eichenschrank nach dem andern anfertigen, allwo er seine Silbertaler einpökelt!"

Er spuckte in die Stube, um seine Mißachtung noch deutlicher auszudrücken.

Unterdessen hatte er doch seine Stutzertoilette fertiggestellt; die engen Hosen saßen, die Schuhschnallen blinkten, der Seidenrock fiel ohne Falten.

Er tänzelte zur Tür hinaus, und die Frau sah ihn mit eisen Schritten die Straße hinabstolzieren; er wollte seine neue, kokette Kleidung sehen lassen.

Sie ging wieder an das Fenster und wusch in zwei sehr sauberen Gefäßen ihr Hammelfleisch und ihren Weißkohl. Aber die hellen Tränen fielen auf das Fensterbrett.

Sie hatte ihren Mann so lieb gehabt, und jetzt sah sie voraus, daß er der Verarmung und Zügellosigkeit anheimfallen mußte.

Da fiel ein breiter Schatten auf ihre Hände. Sie sah auf.

Draußen, ganz nahe am Fenster, hielt ein Reiter; er sprang vom Pferde, faßte mit der Linken den Zügel, während er sich, tief bückend, mit der Rechten einen der vielen Gamaschenknöpfe wieder vernestelte, der aus seiner Oeffnung geschlüpft war.

Es mußte ein genauer Herr sein, der wegen einer so geringfügigen Unordnung an seiner Montur vom Pferde stieg.

Sie wischte sich die Tränen von den Augen und hielt ihre kleine, zierliche Hand gegen die blendende Sonne.

Sie sah in ihrer blitzsauberen Kleidung aus hellem Potsdamer Kattun ungemein nett aus.

Jetzt fuhr ein Schreck über ihr Gesicht; sie hatte den fremden Reiter erkannt.

„Der König!"

Im nächsten Augenblick klopfte er schon mit dem Knaufe des Degens an die Scheibe.

Schnell öffnete Frau Rohland.

„Warum weint Sie, junge Frau?" fragte der Fürst.

Sie sah ihm voll in das Gesicht, antwortete aber nicht.

Friedrich Wilhelm blickte ihr scharf in die Augen; die hübsche, mit einer echten Hausarbeit beschäftigte Frau gefiel ihm.

Er band schnell sein Pferd ans Türgewände, schritt sporenklirrend über den Ziegelboden der Hausflur und trat in das Zimmer.

Die junge Frau hatte indessen den sauberen, zwischen den Fenstern stehenden hölzernen Lehnstuhl nochmals abgewischt.

Es war in ganz Berlin bekannt, daß Friedrich Wilhelm es gern sah, wenn für seinen etwaigen Besuch in jedem Bürgerhause ein einfacher Holzstuhl bereitstand.

Das Ehepaar hatte darum manch einen Wortstreg ausgefochten, aber die junge Frau hatte ihn doch nicht weggetragen.

Nun saß der König darauf, legte seinen braunen Filzhut auf das Fensterbrett und schaute sich im Zimmer um.

„Es ist alles sauber bei Ihr! Wie heißt Sie?"

„Margot Rohland."

„Hm, Rohland! Ist Ihr Mann der da?"

Und er machte mit zwei Fingern der behandschuhten Rechten den steifbeinigen Gang auf dem Tische nach.

Die junge Frau lächelte.

„Er ist es."

„Königliche Tapetenkleber kann ich nicht brauchen. Man sagt mir, Ihr Mann arbeite nichts?"

„Es ist richtig, Majestät."

„Faulpelz! Soll fleißig sein und nicht wie ein Reiher umherstolzieren. Werde ihn suchen und nach Hause bringen!"

Frau Rohland erschrak; sie zupfte verlegen an der Schürze und dachte, daß es ihrem Mann doch schlimm ergehen würde, wenn er versuchte, mit dem König grob zu reden.

Friedrich Wilhelm sah, daß sie die blonden, breiten Zöpfe fest um den zierlichen Kopf geschlungen trug; da gefiel sie ihm immer mehr; es galt bei ihm nicht für sauber, bei Küchenarbeiten das Haar herabfallen zu lassen.

Er wendete sich ein wenig nach der Seite und blickte in die Schüsseln, die auf dem Tische standen.

„Was kocht Sie da?"

„Hammelfleisch und Weißkohl."

„Hm, habe ich noch nicht gegessen. Kann Sie mich wohl zum Mittagessen einladen?

Die junge Frau wurde glühendrot; es war eine große Auszeichnung, den Monarchen bewirtet zu haben; und wenn sie zuteil wurde, der war stolz darauf sein Leben lang.

Aber sie wußte auch, daß er ein strenger Kritiker war.

Sie sagte:

„Diese hohe Ehre weiß ich zu schätzen."

„Wann ist Sie fertig mit dem da?" fragte der König, roch an dem frischen Kraut und stand ein wenig schwerfällig auf; er neigte auch in diesem Lebensalter schon zu Leibesfülle und hielt das Reiten für das beste Mittel dagegen.

„In zwei Stunden, Majestät, ist das Mittagsmahl bereit."

Er reichte ihr die Hand.

„Ich werde noch etwas weiterreiten, in zwei Stunden bin ich hier. Und wenn ich unterwegs ihren Herrn Rohland treffe, werde ich ihn mitbringen."

Die junge Frau verneigte sich tief.

„Hofknicke sollen Bürgersleute nicht vor mir machen," sagte der scharf beobachtende König und ging hinaus.

Vor dem Hause entstand ein Getümmel. Alle herbeigekommenen Weiber, Kinder und Männer entflohen eilend.

„Das Faulenzerpack kann seinem Könige nicht in die Augen sehen," murmelte Friedrich Wilhelm und trabte ab.

Die junge Frau riegelte schnell ihre Tür zu; sie wußte, daß in den nächsten Augenblicken die Nachbarschaft herbeilaufen würde, sie zu fragen, was der König gewollt und gesagt habe; und sie mochte nicht ausplaudern.

Sie eilte in die Küche, schürte das Feuer zu heller Glut, setzte ihre saubersten Töpfe auf den Herd, suchte ihr bestes Linnen zusammen. Immer wieder griff sie sich an den Kopf.

„Einen König zu Tische! Einen König zu Tische!"

Es war nun nicht das erstemal, daß der Soldatenkönig bei einfachen Leuten aß — sie hatte im Berliner Trompeter mehrfach davon gelesen — aber ein wenig heiß wurde es ihr doch bei dem Gedanken.

Sie lief hin und her und suchte, ob nicht irgendwo eine kleine Spinnwebe zu finden wäre — umsonst, es war überall alles sauber.

„Friedrich Wilhelm kommt nie eine Minute zu spät. Ach, wie wird es ablaufen, wenn Robert dazukommt", dachte sie. „Zwar, das Grobsein wird ihm vergehen — aber der König wird ihn vielleicht" — und sie fuhr mit der Hand durch die Luft.

„Pünktlich, zwei Stunden später, hörte sie Hufschläge an der Tür; sie eilte aus der Küche herbei.

Da stand Friedrich Wilhelm schon in der Hausflur.

Behend riegelte sie ihre Tür auf.

Majestät zogen die Handschuhe aus, ließen sich Reitpeitsche und Hut abnehmen und setzten sich ungeniert an den Tisch, den die junge Frau unterdessen ein wenig vom Fenster ab in die Zimmermitte gestellt hatte.

Bald dampfte in einer sauberen Schüssel das duftende Gericht auf dem weißen Tischlaken.

Die junge Wirtin wollte ehrerbietigst hinter dem Stuhl des Königs stehenbleiben; aber der fürstliche Gast sagte kurz:

„Mitessen!"

Sie setzte sich schüchtern ihm gegenüber.

Der König sprach, die Hände faltend, ein stummes Tischgebet und legte dann der jungen Frau vor, als sei er selbst der Hausvater.

Es schmeckte ihm prächtig.

„Viel besser, als all der gebratene Firlefanz bei mir!"

Die glückliche Köchin strahlte in ihrer Würde.

Der immer auf Erwerbung praktischer Kenntnisse bedachte Fürst fragte:

„Was kostet Ihr das Gericht?"

Frau Rohland rechnete es ihm vor:

„Fünf Dreier das Fleisch, einen Dreier der Kohl, einen Dreier das Kochfeuer. —

„Na, und die Würze, Pfeffer und Salz ist auch dabei?"

„Macht im ganzen acht Dreier, Majestät."

„Hm, ich will sehen, was mir mein Schlingel von Koch dafür rechnet."

Die junge Frau konnte ganz zufrieden sein; sie sah, wie der König auch den letzten Rest aus der Schüssel holte und von seinem Teller aß.

„Sie ist eine ganz ausgezeichnete Köchin, und ich werde Ihr den Lohn verschaffen, den Sie verdient."

Er holte einen blinkenden Dukaten heraus, legte ihn auf den Tisch und stand auf.

In demselben Augenblick trat Meister Rohland herein.

Die Leute draußen hatten ihm wohl von dem fürstlichen Besuch seiner Frau erzählt, aber er hatte es nicht geglaubt.

Er stand nur einen Moment dem strengen Blick des Fürsten gegenüber; aber schon wurde der zierliche Tanzmeister zu einem schlotternden Wicht und war weit entfernt davon, mit Grobheit aufzutrumpfen.

„Hör' Er, Monsieur, Er hat da eine vorzügliche Hausfrau", fuhr ihn der König an, und als er den stutzerhaft aufgeputzten Mann sah, ergriff ihn die fliegende Hitze; er faßte nach der Reitgerte, aber ehe er sie gebrauchen konnte, war Rohland zur Tür hinaus und lief in lächerlichen Sprüngen die Straße hinab.

„Hundsfott, elendiger," sagte der König, reichte seiner Gastgeberin nochmals die Hand, ging hinaus, stieg auf sein Pferd und galoppierte dem Flüchtling nach.

Die Jagd ging durch mehrere Straßen. Bald lief eine Menge Volks nach, aber alle hielten sich in ungefährlicher Entfernung; sie wollten nur sehen, was der König mit dem Ausreißer anfangen würde.

Der in größte Angst geratene Held lief immer weiter. Als der fürstliche Verfolger nahe herangekommen war, flüchtete er in sinnloser Angst in ein Haus und stürzte die Holztreppe hinauf.

Der König hatte es gesehen, sprang ab und keuchte ihm nach. Er hörte auf dem höchsten Boden die verhallenden Schritte.

Friedrich Wilhelm, dem zur Besserung seiner Landeskinder die eine Mühe zu groß war, ging, ihn zu suchen.

Er kam auf den Heuboden und vermutete mit Recht, daß der Kerl in das Heu gekrochen sei.

Er nahm eine dünne Stange aus der Ecke und stach damit in die Halme.

Es dauerte lange, ehe er ihn fand, aber endlich erreichte er seinen Zweck doch.

„Der Fuchs geht immer nur selbst in die Falle", sagte der König und rief dann, scharf befehlend:

„Rauskommen! Redestehen!"

Da kroch der Jammermensch hervor; die Perücke war zerzaust, das seidene Habit zerknittert und voller Heuhalme.

Friedrich Wilhelm packte ihn beim Kragen und donnerte ihn an:

„Was ist Er?"

„Tanzmeister", log der Geängstigte.

„Mach' Er mir keinen Wind und blauen Dunst vor! Aber wenn Er sich selbst für einen Tanzmeister hält, soll Er mir sogleich eine Sarabande vortanzen!"

Er ließ den Gefangenen nicht los, bis sie unten auf der Straße angekommen waren.

Die versammelten Neugierigen wichen von der Tür.

„Sarabande!" befahl der König.

Aber der Königliche Herr Tapetenkleber hatte noch nie in seinem Leben einen solchen Tanz ausgeführt und stand jämmerlich da.

„Tanz' Er!" rief der König scharf und hob die Reitpeitsche.

Da sprang der Kerl um sein Leben.

Es sah elend genug aus.

Die Zuschauer lachten über die engen Seidenhöschen, die geplatzt waren, und über die schief herunterhängende Perücke.

Aber der König erlöste ihn noch nicht sogleich.

„Schneller, schneller!" rief er und zog ihm einige feste Hiebe über.

„Stillstehen!" kommandierte er dann.

„Er ist ein vermaledeiter Lügenheld und Heuhüpfer! Drei Wochen Dreck karren an der Petrikirche!"

Es war unterdessen ein Polizist herbeigekommen, der den merkwürdigen Tänzer festnahm.

Dann stieg der König wieder auf sein Pferd und ritt weiter.

Die junge Frau erfuhr bald von den Zuschauern, was mit ihrem Mann geschehen war.

Als der König in das Schloß kam, schlug er mit der Reitpeitsche auf den Tisch.

„Koch soll kommen!"

Der weißgekleidete Küchenchef war bald da.

„Morgen mach' Er Hammelfleisch mit Weißkohl; aber leg' Er die Rechnung dazu!"

Der Koch verbeugte sich, die Mütze ziehend, und ging kopfschüttelnd weg.

Das war kein königliches Gericht!

Friedrich Wilhelm war am anderen Tage nicht zufrieden mit seiner Kochkunst und noch weniger mit der Rechnung.

„Schmeckt abscheulich — und hier! Drei Taler für den Kohl? Bezahle ich nicht! Ich will Ihn bedreitalern! Acht Groschen kostet Hammelfleisch und Weißkohl für zwei Personen. Und da Er es nicht zubereiten kann, geh' Er zur Frau Rohland in der Stralauer Straße und laß' Er es sich's vorkochen! Abmarschieren!"

Es blieb so, wie der König befohlen hatte.

Monsieur Tanzmaitre mußte drei Wochen Dreck karren, war aber durch diese Kur für immer von seinem stutzerhaften Gelüste geheilt.

Als er nach Hause kam, fand er seine Frau nicht mehr. Der König hatte ihr eine Speisewirtschaft für seine Schloßoffiziere an der Stechbahn eingerichtet, und er ließ sich sehr oft berichten, ob der Mann auch seiner Frau bei der Arbeit tüchtig an die Hand ginge.

Der Frieden und die Ruhe war durch des Königs Erziehung bei dem Paare eingezogen.

Als August der Starke, an reicher Tafel zu Warschau sitzend, von seinen Zuträgern die Affäre erfuhr, sagte er:

„Halten wir uns den Potsdamer Vetter Korporal vom Halse. Er gewöhnt uns sonst auch wohl noch die gebratenen Schnepfen und den Tokaier ab."

Veränderung erfreut.

Skizze von Flemming Algreen-Ussing.

Der Großkaufmann Birck interessierte sich außerordentlich für Gemälde und alte Möbel. Er sammelte beides leidenschaftlich. Aber da seine Einnahmen begrenzt waren und seine Fünf-Zimmer-Wohnung auch keine unbegrenzte Anzahl von Möbeln und Kunstwerken aufnehmen konnte, weil sie ja doch in erster Linie ihn selbst, seine Frau, seinen kleinen Jungen und sein langbeiniges russisches Windspiel beherbergen sollte, so konnte er nur dann fortwährend Neuerwerbungen von Antiquitäten- und Kunsthändlern in sein Haus bringen, wenn er gleichzeitig andere Gemälde und Möbel veräußerte, deren Größe und Wert den neuerworbenen ungefähr entsprach.

Infolgedessen waren Bircks Zimmer allmählich zum Schauplatz eines unaufhörlichen Ein- und Ausziehens von Möbeln, Bildern und Porzellanen geworden. Wischte Frau Birck am Vormittag Staub auf den Möbeln des Kabinetts à la Louis XIV., so konnte es passieren, daß sie das Kabinett am Nachmittag im Empirestil wiederfand. Und hatte sie sich den einen Tag über das hübsche alte Gemälde in der Wohnstube gefreut, so war durchaus nichts im Wege, daß sie am nächsten Tage einen ausgezeichneten Kupferstich an demselben Platz hängen sah. Immer wieder sagte sie ihrem Mann, die Wohnung werde einem auf die Weise ganz unheimlich, und sie würden nie mit ihren Stuben vertraut werden, wenn diese an einem Tage so, am folgenden so aussähen. Aber er schüttelte bloß den Kopf — und am nächsten Tage tauschte er das Sofa im Wohnzimmer gegen zwei Lehnstühle aus.

So lagen die Dinge, als der Großkaufmann Birck eines Tages nach dem Mittagessen seinen Kaffee trank, zusammen mit seinem Söhnchen, das drei Jahre alt war und Peter hieß. Vor dem Ofen lag das langbeinige Windspiel, das zwei Jahre zählte und „Prinz" benamst war.

Birck sah heute ziemlich geistesabwesend aus.

„Sollen wir Prinz nicht loszuwerden suchen, Mütterchen? Er nimmt so viel Platz ein!" sagte er zu seiner Frau, die soeben eingetreten war.

Frau Birck betrachtete stumm ihren Mann, der offenbar sehr redselig war; denn ruhig und freimütig fuhr er fort:

„nd außerdem habe ich mich in eine Bulldogge verliebt, ein prachtvolles englisches Tier, verstehst Du! Die hätte ich im Grunde viel lieber als Prinz."

Hier hielt Birck inne. Denn seine Frau warf ihm einen vernichtenden Blick zu und erwiderte:

„Ich will Dir was sagen, mein Freund! So lange Du hier aus unserer Wohnung einen Trödlerladen machst, muß ich mich darein finden. Aber Prinz mit einem garstigen Köter zu vertauschen — Prinz, der uns so lieb geworden ist — nein!"

Und damit erhob sich Frau Birck, leerte ihre Kaffeetasse und verließ mit würdigen Schritten das Zimmer. Ihr Mann sah ihr verblüfft nach und wagte das Thema nicht wieder zu berühren. Aber der Wunsch, die Bulldogge zu besitzen, war immer noch bei ihm vorhanden. Und eines Vormittags, als er wußte, daß seine Frau mit dem Jungen einen Spaziergang machte, nahm er all seinen Mut zusammen, ging nach Hause, holte Prinz und erschien kurz darauf bei dem hundeverkaufenden Tierarzt; dieser überließ ihm gegen einen Barbetrag eine grimmige englische Bulldogge für einen schlanken russischen Windhund.

Als der Handel in Ordnung war, regte sich bei dem Großkaufmann doch eine gewisse Besorgnis, wie Madame sich zu dem neuen Hund stellen werde. Aber er beruhigte sich dabei, daß der Tausch abgemachte Sache war und sie sich deshalb wohl damit abfinden mußte. Er ahnte nicht, daß Frau Birck auf ihrem Spaziergang mit Peter zufällig in der Nähe war und ihn mit der Bulldogge zurückwandern sah, und daß sie sich vornahm, ihm zur Entschädigung auch einen kleinen Gefallen zu erweisen. Denn Prinz wollte sie unter allen Umständen wieder haben.

Als Birck am Nachmittag nach Hause kam, empfing seine Frau ihn und den Hund im Wohnzimmer. Sie lächelte ihm freundlich zu, streichelte die Bulldogge und nannte sie ihren süßen Prinz. Birck sah sie verdutzt an. Aber als sie fortfuhr, die Bulldogge zu behandeln, als ob es das Windspiel wäre, da lachte Birck innerlich und meinte für sich: Wenn es Dir Spraß macht, bitte schön! Dann bleiben mir alle Ungelegenheiten erspart. Worauf sich das Ehepaar zu Tisch setzte, während die Bulldogge in Prinzens Korb hineinkommandiert wurde.

„Wo ist Peter?" fragte Herr Birck.

„Anna bringt ihn jetzt!" erwiderte seine Frau sanft wie ein Engel.

Und da kam das Dienstmädchen schon mit dem Jungen. Aber aus dem Jungen, der vorher ein blondlockiger kleiner Knabe gewesen, war ein rothaariges kleines Mädchen geworden.

Herr Birck machte große Augen. Doch ehe er noch Zeit fand zu fragen, sagte seine Frau zu dem rothaarigen kleinen Wesen:

„Na, Peterchen, heute gibts Eierkuchen. Freust Du Dich?" — Und dann band sie dem kleinen Mädchen ein Lätzchen vor.

„Hm!" sagte Birck. Er wußte nicht, solle er lachen oder böse werden.

Lange aßen sie schweigend, dann fing das rothaarige Mädchen laut zu brüllen an.

„Pfui, Peter!" sagte Frau Birck streng. „Dann kannst Du in die Küche zu Anna gehen. Oder mit Prinz spielen. Bitte schön!"

Aber das rothaarige Ding schrie noch lauter. Die Hausfrau schellte dem Mädchen.

„Anna," sagte sie, „nehmen Sie Peter mit in die Küche. Der Junge ist heute so eigen."

Und Anna schleppte das Mädchen mit sich; aber dem Großkaufmann kam es vor, als lächelte sie seiner Frau verschmitzt zu. Er faßte Mut und sagte:

„Hör' mal, liebe Frau, was sind das für Narrenspossen?"

Aber sie sah ihn bloß freundlich erstaunt an, ohne zu antworten.

Herr Birck fragte nicht mehr. Herrgott, wenn so etwas ihr Spaß machte, dann ...

Aber der liebe Gott mochte wissen, was sie mit Peter angefangen hatte!

An den beiden folgenden Tagen wiederholte sich dasselbe bei Tisch — zu anderen Zeiten bekam er den Jungen ja nie zu sehen, denn Birck war durch seine Geschäfte sehr in Anspruch genommen. Und des Nachts schlief Peterchen im Kinderzimmer, zu dem Frau Birck ihrem Gatten in diesen Tagen den Zutritt verwehrte. Denn da drinnen schlief in der Nacht ja der richtige Peter.

Wie gesagt: Am zweiten Tag spielte sich die gleiche Komödie ab. Die rothaarige Kleine wurde vom Dienstmädchen zwischen die Ehegatten gesetzt, und bald brüllte der kleine Rotkopf jämmerlich und herzzerreißend und wurde deshalb in die Küchenregion verwiesen.

Der richtige Peter aber war und blieb fort. Frau Birck nannte das rothaarige kleine Mädchen hartnäckig Peterchen und tat so, als wäre sie in jeder Beziehung die echte, leibliche Mutter des Kindes.

Am dritten Tag schlug der Großkaufmann mit der Faust auf den Tisch und teilte seiner Frau mit, jetzt machten ihm aber diese Narrenspossen keinen Spaß mehr! Seine Frau antwortete ihm zuckersüß, sie begreife nicht, was er meine, im übrigen aber müsse er sich in Peters Anwesenheit beherrschen. Und gleichzeitig warf sie der Bulldogge einen Zwieback in den Korb und sagte: „Bitte schön, Prinz!"

Der Mann schwieg, — er hatte ja längst erkannt, wohin das ging —, schwieg beschämt und besiegt — und bewunderte sein verflixtes Weibchen.

* * *

Am Tage darauf fand er sich bei dem Tierarzt ein und bekam für die Bulldogge und gegen Nachzahlung von fünfundzwanzig Kronen sein eignes russisches Windspiel Prinz zurück. Prinz heulte vor Freude, und Birck war ganz gerührt.

Seine Frau verzog keine Miene, als er mit dem Windspiel zu Hause ankam. Aber als sie sich zu Tisch gesetzt hatten, trat das Dienstmädchen mit Peter ein — und diesmal war er es selbst und nicht das fremde rothaarige Ding.

„Na, Peterle," fragte Frau Birck, „hat's Dir Spaß gemacht, mit der kleinen Petrine zu spielen?"

Und zu ihrem Manne gewandt, sagte sie: „Er hat mit dem kleinen Mädchen vom Portier gespielt — einem süßen Rotköpfchen."

„Hm!" sagte Birck. Mehr wußte er nämlich nicht zu sagen.

Dann aßen sie weiter — und Peterle war heute lieb und brav und weinte nicht. Es war ja recht nett für ihn, daß er nicht mehr in der Küche zu essen brauchte. Und sein Vater tauschte fortan nur noch alte Bilder, wurmstichige Tische, muffige Bücher und zerbrochene Porzellane um...

— Sehr schmeichelhaft. Herr: „Die Frau Mayer behauptete gestern, ich verdrehe allen Damen den Kopf."

Dame: „Hat sie recht; ich möchte mich auch immer wegdrehen, wenn Sie da sind."

— Aengstlich. Schauspieler (zum Direktor): „Herr Direktor, ich bitte meine Rolle einem andern zu geben, ich habe in dieser zu sagen: „Ich bin mir keiner Schuld bewußt!" Und da fürchte ich Zurufe aus dem Publikum!"

Recht hat er. Onkel: Jetzt habe ich dir zu Weihnachten das teure Buch „Der kleine Kaufmann" geschenkt und du hast noch keinen Blick hineingeworfen.

Neffe: Ach, Onkel, was ist denn heutzutage ein kleiner Kaufmann?!

— Ermunterung. „Ihre Kritik, Herr Redakteur, bezweckt doch wohl nicht, mich von weiteren Einsendungen abzuschrecken?"

„Bewahre! ... Mein Papierkorb soll Ihnen zu jeder Zeit offen stehen."

Tierische Zonasse.

Das Weiterleben gefressener Tiere im fremden Magen.

Wenn eine Schlange vor unseren Augen einen Frosch hinabwürgt, so sehen wir wohl manchmal noch mit unseren eigenen Augen die Bewegungen des bereits verschlungenen Amphibiums im Leib der Schlange und trösten uns über den unerfreulichen Anblick dieses schrecklichen, anscheinend vollbewußten Sterbens mit der Gewißheit, daß es die Natur nun einmal so mit sich bringt, und daß der Todeskampf des Gefressenen jedenfalls nicht mehr lange dauert. Da überrascht es uns denn, zu hören, daß, nach Angaben eines deutschen Naturforschers im Magen der Forellen die gefressenen Tiere bedeutend länger leben, als man je angenommen hätte. Dieser Beobachter fing am Vormittag eine Anzahl Forellen, abends um sechs kam er erst dazu, die toten Fische auf ihren Mageninhalt hin zu untersuchen, und zu seinem größten Staunen sah er, daß die langgegliederten nudelförmigen Larven der Mückenart Ceratopogon, die er den Mägen entnahm, zum Teil noch beim besten Wohlsein waren und, in eine Flasche mit Wasser gebracht, munter umherschwammen. Am Abend wurden dann noch eine Anzahl Forellen gefangen, und erst am folgenden Morgen in der gleichen Weise untersucht. Wiederum stellte sich heraus, daß zwölf Stunden nach dem Tode der Fische in ihren Mägen noch die genannten Mückenlarven, ferner eine Anzahl Kleinkrebse, und zwar solche der Gattung Zyklopen, lebendig waren und munter in dem ihnen gebotenen Wasser umherschwammen.

Es handelt sich dabei keineswegs um Tierarten, die, wie gewisse Fadenwürmer, gegen die chemische Beschaffenheit des sie umgebenden Wassers indifferent oder hochgradig gefeit wären, sie alle gingen vielmehr, wie das längst von ihnen bekannt ist, ein, sobald der Sammler in üblicher Weise etwas Formalin zur Konservierung dem Wasser zusetzte. Die Tatsache ist gewiß merkwürdig, und man möchte sich nun fragen, wann eigentlich und in welchem Teil des Darmtraktus der Fische die gefressenen Tiere den Tod finden und ihrem Schicksal, dem Verdauwerden zu Nutz und Frommen des Fressers, anheimfallen; denn daß sie noch frisch und gesund die andere Körperöffnung passieren und ihre Freiheit wiedererlangen, wird man allerdings nicht annehmen. Auch wäre es ja möglich, daß ihr Schicksal sie im Magen einer lebenden Forelle noch schneller ereilt, als in dem einer gefangenen und soeben gestorbenen. Wohl aber müssen wir es für möglich erachten, daß ein zuverlässiger „Kaiserschnitt" in der Küche die gefressenen Tiere noch lebend entkommen läßt, daß sie in den Wasserablauf geraten und sich eine neue Heimat weit von der ursprünglichen entfernt suchen, vorausgesetzt, daß der Weg zu einer solchen nicht so weit ist wie gerade in einer großstädtischen Kanalisation.

Zuzug-Austausch mit Kanada.

Der Zuzug von Amerikanern nach Kanada ist nicht mehr das, als was Kanadier ihn hinstellen, wenigstens nicht der Netto-Gewinn. Noch bekommt Kanada etwas mehr Zuwanderung von den Ver. Staaten, als es an diese abgibt; aber es ist nicht mehr viel voraus. In sechs Jahren, welche mit 1913 schlossen, wanderten rund 618,000 Amerikaner nach Kanada aus, — in derselben Zeit aber zogen 594,000 Kanadier nach den Ver. Staaten. Wahrscheinlich wird sich in den nächsten Jahren dieses Verhältnis noch mehr zu Ungunsten Kanadas verschieben; das ist die Erwartung von Kennern. Schon viele nach Kanada ausgewanderte Amerikaner sind in die Ver. Staaten zurückgekehrt. Vor einigen Jahren lockten die einnehmenden Darstellungen der kanadischen Einwanderungs-Agenten wirklich viele unserer westlichen Farmer an. Aber diese Darstellungen sind bald als übertrieben erkannt worden; und dann waren viele dieser Farmer, welche alle Brücken hinter sich abgebrochen, ihre ganze Habe in den Ver. Staaten verkauft hatten und nach der Dominion hinüber gegangen waren, sehr enttäuscht. Es ist keinen Augenblick zu bezweifeln, daß noch jetzt Ländereien in Kanada viel billiger zu kaufen sind, als in den Ver. Staaten; und das gewaltige Steigen von Farm-Werten hat jedenfalls viele unserer Farmer bewogen, auszuverkaufen und nach Kanada zu ziehen; aber sobald sie dahinter kamen, daß die ländlichen Werte in ihrer alten Heimat allgemein rascher gestiegen sind, als in der Dominion, sind sie zurückgekehrt, das heißt, wenn sie konnten. Noch mehr unserer Landleute ziehen von da und dort nach Kanada; aber es herrscht im ganzen durchaus keine so enthusiastische Stimmung mehr dafür.

Die fast 640 Millionen Dollars amerikanischen Geldes, welche schon jetzt in kanadischen Industrien angelegt sind, haben wohl viel mehr zu bedeuten, als dieser ganze ländliche Zuzug.